Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 30. Grand Island, Nebr., 17. Juni 1910. Zweiter (Theil.) Nummer 42.

Ein Morgenlied.

Heut durch des Morgens Nebelfrühe,
Als noch der Thau im Schatten lag,
Klang schon ein Lied, ein Lied der Mühe,
In den noch unberührten Tag.

Vom nahen Holzplatz eine Säge
Vernehmlich in die Stille sang,
In einer Axt gemess'ne Schläge
Verschwisternd ihren hellen Klang.

Wer hatte dort die harten Hände
Geregt in harter Arbeit schon
Des Schlafes trosteswolle Spende
Verkürzt vielleicht um kargen Lohn?

Die Schatten schwanden. Sonnenhelle
Auf Garten lag und Giebeldach;
Des Lebens ungestüme Quelle
Sprang auf und rief die Schläfer wach.

Im nahen Felde, noch die Schwingen
Vom feuchten Morgenglanz betaut,
Erhob die Lerche bald ihr Singen —
Wie ward der Tag in Liedern laut!

Sie klangen — hohe Freudesweisen —
Bis in des Abends Stille hin;
Ich aber dachte nur des leisen,
Des Lieds bei Tagesanbeginn.

Und als der lauten Jubeltöne
Sich spät der letzte erst verlor,
Klang mir allein das sorgenschöne,
Das Lied der Arbeit noch im Ohr.

Arthur Meltzer.

Das beste Talent.

Novellette von Else Krafft.

Wenn die junge, elegante Frau Amtsrichter Helbrecht, deren Mann erst vor kurzem aus Berlin in die kleine Stadt versetzt worden war, einen Damenkaffee gab, war das unter ihren Bekannten immer ein großes Ereigniß.

Eine jede freute sich darauf, eine jede suchte sich bei dieser Gelegenheit möglichst modern anzuziehen, möglichst gebildet zu sprechen, und die eigenen häuslichen Verhältnisse so glänzend wie möglich hervorzuheben.

Die Frau Amtsrichter Helbrecht, die Zeit ihres Lebens in einer so großen Stadt wie Berlin gelebt hatte, legte offenbar besonderen Werth auf glänzende Eigenschaften und glänzende Verhältnisse.

Es wurde immer sehr interessant geplaudert in dem wundervollen, rothgoldenen Empiresalon bei Amtsrichters. Die schlanke, schöne Gastgeberin wußte selber sehr hübsch zu erzählen, und alle die kleinen, niedlichen Geschichtchen, die sie von ihrem früheren großstädtischen Leben zum besten gab, wurden mit großer Begeisterung von den anderen aufgenommen.

Vom Hofe, von den Prinzessinnen und Prinzen, vom Wagenkorso im Thiergarten, von dem eleganten Leben und Treiben im Berliner Zoologischen Garten, von der Kunstausstellung und den herrlichen Wohlthätigkeitsfesten, bei denen im Basarverkauf die Kaiserin sogar einmal der Frau Amtsrichter eigenhändig ein Püppchen für baare fünfzig Mark abgekauft hatte, wußte sie fesselnd zu berichten.

Allmählich verblaßten jedoch diese ersten, interessanten Geschichten aus Berlin.

Beim zweiten und dritten Kaffee hätte man beinahe vergessen, daß die Frau Amtsrichter früher in einer anderen Stadt gelebt hatte, da fühlten sich alle jungen Frauen, die bei der Berlinerin verkehrten, wie ein großes, harmonisches Ganze, und völlig gleichberechtigt mit der liebenswürdigen Gastgeberin.

Heute auch.

Es war ein trüber, kalter Wintertag, und man saß in dem großen, getäfelten Speisezimmer, das voll Rosenduft und voll erquickender traulicher Wärme war, sehr behaglich beieinander.

Man sprach von den Männern. Eine jede von ihrem, alle Frauen mit heißen Wangen und glühender Begeisterung.

Die zarte Frau Regierungsassessor hatte eigentlich damit angefangen. Ihr Mann, der Reserveoffizier war, hatte vor kurzem seine Beförderung zum Oberleutnant erhalten. Das interessirt doch unter guten Freundinnen. Und nicht das allein, er hatte auch noch obendrein eine Auszeichnung wegen „besonderer militärischer Fähigkeiten" von seinem Regiment bekommen, und es wäre doch eigentlich sehr schade, daß er also seinen natürlichen Beruf verfehlt habe, und nur Beamter wäre, da doch alle seine Talente und Fähigkeiten einen großartigen aktiven Offizier aus ihm gemacht hätten.

Sofort fand das eine andere junge Frau auch von ihrem Mann, daß er seinen Beruf verfehlt habe. Er sei im Grunde genommen gar kein trockener Aktenmensch. Schriftsteller hätte er werden sollen, dramatischer Schriftsteller. Ein großes Talent wie das seine müßte unbedingt ausgenützt und gepflegt werden. Die wunderbarsten Dramen hätte er schon geschrieben. Und Gedichte — entzückend! Sie würde nächstens mal etwas vorlesen hier im Kreise, die Damen wären sicher alle so begeistert wie sie selbst.

„Mein Mann schreibt auch", erzählte sofort Frau Apotheker Franzius sehr stolz. „Das vereinigt sich aber sehr gut mit seinem Beruf. Er giebt chemische Schriften heraus, die großen Anklang finden, und von einer Zeitschrift wurde mein Mann sogar schon einmal mit einem Preise bedacht für die beste Arbeit. Mein Mann schreibt oft die halben Nächte hindurch, ich habe das als Mädchen gar nicht gewußt, was er für ein bedeutender Mensch ist."

Die Frau Amtsrichter lachte ein wenig spöttisch nach diesen Worten. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, wie der dicke, gemüthliche und bequeme Apotheker über einer wissenschaftlichen Abhandlung halbe Nächte lang saß und arbeitete. Aber sie sagte nichts. Sie sprach davon, daß ihr Gatte wohl nicht lange mehr in einem so kleinen Amtsbezirk bleiben würde. Man hätte ihm diesen Posten wohl nur als Uebergang gegeben. Auf seine hohen juristischen Kenntnisse wäre man schon im letzten großen Erbschaftsprozeß an höherer Stelle aufmerksam geworden, und im nächsten Frühjahr würde man ihn sicher befördern und versetzen.

Das wünschten und bedauerten die Damen zu gleicher Zeit. So eine liebe, gastfreie Freundin zu verlieren! Es wäre ja ein Jammer!

Und die Frau Doktor Jensen, die junge Frau eines Arztes, nickte sehr würdevoll dazu und meinte: „Ganz genau wie mein Mann! Er soll auch nächstens in einen größeren Wirkungskreis. Er taugt nicht zum Landarzt. Er studirt noch Tag und Nacht, und interessirt sich fabelhaft für die neuen Bedingungen mittels Elektrizität und Luftdampfbäder. Er wird voraussichtlich Professor am großen Krankenhause in L., es schweben schon Unterhandlungen deswegen. Was kann er denn auch hier anfangen mit seinen großen Kenntnissen?"

Sie hörten alle mit heißen Köpfen zu. Und eine jede wartete darauf, daß sie auch an die Reihe käme, ihren Mann hervorzuheben. Es fanden sich da bei jedem Talente, die das wirklich verdienten.

Eine Fabrikantenfrau, deren Mann viel auf Reisen war, erzählte geradezu erstaunliche Geschäftserfolge ihres Mannes. Bis nach Neuguinea reichten seine Verbindungen, bis nach Kapland und Indien. Gestern erst hätte er wieder eine bedeutende Bestellung aus China bekommen, und man müßte das Personal in der Fabrik jeden Monat verstärken. Und trotz alledem fände ihr Mann immer noch Zeit, sein wunderbares musikalisches Talent zu bethätigen, trotz alledem komponire er noch nebenbei die prachtvollsten Sachen.

Sie wußten alle etwas.

Der Herr Oberlehrer Martin malte in seiner freien Zeit, hatte sogar schon ein Bild in der Ausstellung in Hannover gehabt: „Weidende Kühe im Herbstlicht". Ob das die Damen wohl schon gewußt hätten?

Sie verneinten. Sie wußten nur das Bedeutende von den eigenen Männern.

Außer der kleinen Frau Baumeister. Die blieb seltsam stumm und scheu. Beinahe ängstlich, beinahe wie entschuldigend blickten ihre dunkelblauen Augen.

Sie häkelte an einem Kinderlätzchen, das man doch schon so billig fertig bekam, wie die Frau Amtsrichter bemerkte, und hatte drei Buben und zwei Mädels daheim in ihrer Kinderstube.

Daher kam es wohl auch, daß sie selber meist das einfachste, billigste Kleid anhatte unter allen Damen, daß der Schnitt nicht immer der modernste war, und die Hüte nicht immer die neuesten.

Fünf Kinder kosten viel Geld. Aber wer hatte denn auch so viele! Alle anderen Damen hatten weniger.

Sie konnte sonst eigentlich immer sehr hübsch erzählen und noch hübscher mitlachen. Sie schien es auch bisher noch gar nicht bemerkt zu haben, daß ihre Kleider und ihre Hüte stets die billigsten waren. Heute war sie aber wie verwandelt. Heiße Wangen und einen rothen Kopf hatte sie freilich auch, was ihr zu dem hellen, krausen Haar sehr gut stand; aber an dem Gespräch über die Männer betheiligte sie sich so gut wie nicht. Das Haupt tief über das Lätzchen gesenkt, die Hände beinahe zuckend um die dünne Häkelnadel, saß sie da.

Man wurde schließlich aufmerksam auf sie.

Sie hatte doch auch einen ganz stattlichen Mann, der in den ersten Kreisen der Stadt verkehrte. Aber das war nun doch ein bedenkliches Zeichen, daß sie so gar nichts Besonderes von ihm zu erzählen wußte.

Die ganze Tafelrunde hatte gesprochen, nur Frau Leni nicht.

Man begann schon an den Heimweg zu denken. Es war dunkel geworden im Zimmer, und die eleganten Toiletten leuchteten wie große, schwebende Blumen in dem dämmernden Raum.

Draußen heulte der Wintersturm, große Schneeflocken schlugen gegen das Fenster.

„Warum sagen Sie denn gar nichts?" fragte die Frau Amtsrichter belustigt. „Hat Ihr Mann gar keine Talente? Irgend ein Steckenpferd hat doch wohl jeder?"

Die kleine häkelnde Frau schüttelte den Kopf. „Ich — ich weiß nichts — nein, wirklich, ich weiß nichts. Ich hab' an so was noch gar nicht gedacht. Mein Mann hat seinen Beruf, seine Familie, ich — ich glaube, es geht sehr prosaisch bei uns zu." Sie lächelte verwirrt. „Höchstens, daß er mal des Sonntagmorgens mit den Kindern singt, alte Volkslieder, kleine Spiellieder. Ich höre da gerne zu, er singt sehr hübsch."

„Mein Gott — singen können die Männer alle!" unterbrach die Frau Doktor. „So was lernt man schon in der Schule! Na, jeder kann selbstverständlich nicht talentvoll sein, sonst wäre das ja nichts Besonderes. — Aber wie das stürmt draußen, meine Damen! Ich fürchte —"

Sie unterbrach sich erschreckt, blickte nach dem Fenster, alle Damen sprangen auf, und es war ein einziges Durcheinanderlaufen und Rufen.

„Und ich hab' keinen Schirm!"

„Ich auch nicht — ich auch nicht!"

„Und mein gutes Kleid! — Leben Sie wohl, Frau Amtsrichter."

Man lief nach den Hüten, nach den Mänteln. Ein allgemeiner Aufbruch erfolgte.

Ein wildes Schneetreiben empfing sie. Der Sturm trieb ihnen die eisigen Flocken schmerzhaft in's Gesicht.

Die Damen liefen wie die aufgescheuchten Küchlein über den Kiesweg des Vorgartens.

Vor der Gartenpforte stand ein Mann auf der Straße. Er grüßte, als er die Damen sah. Er trug einen Schirm in der Hand, und sein offenes, gebräuntes Gesicht lächelte.

Da kam sie ja schon, seine blonde Leni. Wie heiß sie aussah! Sie hatte sich gewiß schon wegen des Heimgehens so allein und ohne Schirm geängstigt!

Was war nur mit ihr? Sie drängte sich gegen seinen Arm, als müsse sie irgend etwas gutmachen an ihm.

„Du dachtest wohl nicht, daß ich dich abholen würde? Aber ich kenne ja deine Angst, kleines, ängstliches Mütterchen! — Na, komm nur. Mein Schirm reicht gut für zwei."

Und mitten in dem Schneetreiben drehten sich die enteilenden Damen noch einmal während ihrer Flucht um.

Die beiden Menschen dort schienen es gar nicht eilig zu haben. Arm in Arm gingen sie so gemüthlich durch den Sturm, als stände die Sonne über ihren Köpfen.

Und nun liefen plötzlich die jungen Frauen doppelt so schnell wie vorher.

Was wollte denn diese Frau Leni? Der Mann hatte vielleicht das beste Talent, das zum Glücklichmachen!

Auf dem St. Bernhard.

Auf den Höhen des St. Bernhard wüthen noch im Frühjahr winterliche Schneestürme und die groben grauen Bauten, in denen die kleine Schaar opfermuthige Mönche in stiller Abgeschiedenheit den langen Winter verbringt, liegen tief eingebettet in ein weites Meer gewaltiger Schneemassen. Neun Monate des Jahres ist das berühmte Hospiz auf dem St. Bernhard von der Welt abgeschnitten und so gut wie unzugänglich. Nur drei kurze Monate währt der Sommer, die Zeit, in der die Fremden in Schaaren kommen, um die Gastlichkeit des berühmten Hospizes in Anspruch zu nehmen. Dann nehmen die Vorbereitungen für den kommenden neunmonatigen Winter alle Kräfte in Anspruch: auf Maulesel wird das Holz auf die Paßhöhe geschafft, das im Winter im Kamin prasseln wird, Kisten mit gesalzenem Fleisch werden abgeladen und die übrige Zeit dient der Erziehung der berühmten Bernhardiner-Hunde. „Die wundervollen Geschichten von der Klugheit dieser Hunde sind nicht übertrieben," so erzählt der Probst dem Besucher. Nahe dem Hospiz erhebt sich das Denkmal für Barry, den berühmtesten dieser Bernhardiner-Hunde. „Während der zehn Jahre, die er bei uns war, rettete er vierzig Menschen das Leben, die im Schnee den Weg verloren hatten. Einmal fand er ein zehn Jahre altes Kind im Schnee liegend, von jenem schweren Schlafe umfangen, der dem Tode vorausgeht. Barry wärmte das Kind mit seiner Brust, legte sich dann neben das Kind nieder und ermuthigte es, sich ihm auf den Rücken zu setzen. Dann trug er es zum Hospiz. Barry starb in seinem Rettungsberuf; er wurde von einen Unbekannten, wahrscheinlich aus Irrthum, getödtet."

Auch heute besitzt das Hospiz Hunde, die dem berühmten Barry an Klugheit und Kraft nicht nachstehen. In den Ställen wohnen fünfzehn Rettungshunde, die alle im Hospiz gezüchtet sind und während der Sommermonate trainiert werden. Dann ziehen die Mönche mit ihren Hunden hinaus zu den Schneefeldern, und hier werden sie abgerichtet, im Schnee halb oder ganz vergrabene Menschen aufzuspüren. Die Hunde werden gelehrt, zu bellen, wenn sie jemand finden, und die Verirrten zu wecken, wenn sie schlafen. Dann führt sie der vierbeinige Retter zum Hospiz, und schon von weitem künden sie den Mönchen durch ihr Bellen die Ankunft eines Hilfsbedürftigen an. Es befinden sich prachtvolle Exemplare dieser sorgsam gezüchteten Hunde in den Ställen des Hospizes. Sie erreichen eine Schulterhöhe von 2½ Fuß und mehr, sind außerordentlich kräftig und können selbst einen Mann ansehnliche Strecken weit schleppen. Man hat im Hospiz Fälle erlebt, in denen die Hunde verirrte Leute 4000 Fuß weit durch den rauhen, hohen Schnee geschleppt haben. Im September beginnt die Arbeit der muthigen Thiere: wenn die Schneemassen dann die Wege verschütten und der Sturm sausend durch die Klüfte braust, wird es fast zur Unmöglichkeit, das einsame Hospiz zu erreichen, und Unerfahrene fallen der Kälte zum Opfer. Die Mönche selbst haben den Tod manchen Bruders zu beklagen, der im Winter bei Streifzügen nach vermißten Wanderern den Tod fand; auf dem Wege zum Hospiz passiert man ein schlichtes Eisenkreuz, das zu Ehren von Francois Cart errichtet wurde, einem jungen tapferen Mönch, der bei dem Rettungswerke von einer Lawine erfaßt und getödtet wurde. Erst vor wenigen Jahren wurde ein Trupp Reisender, denen die Mönche das Geleit gaben, von einer Lawine verschüttet; zwei Brüder verloren dabei das Leben.

Es sind keine sportbegeisterten Touristen, die hier in den Wintermonaten mit dem Schnee und der Kälte kämpfen. Schaaren von armen Arbeitern kreuzen alljährlich den St. Bernhard-Paß; im Februar und März passieren an einem Tage oft Hunderte die verschneiten Pfade. Das ist die Zeit, in der die Mönche mit ihren Hunden ausziehen, um die Reisenden zu unterstützen und ihnen Hilfe zu bringen.

Es sind abgehärtete wetterfeste Männer, die in dem Kloster leben, ihrer insgesammt fünfzehn Mönche; fünfzehn Jahre lang leben sie auf dem Hospiz, das Maximum an Zeit, das selbst besonders widerstandsfähige Männer dauernd bei so anstrengendem Dienst in der dünnen Höhenluft leben können. Die meisten sind nach Ablauf dieser Frist auch körperlich gebrochen und bezahlen ihre opfermuthige Menschenliebe mit Entkräftigung und Siechthum. Nicht selten sind die Tage, wo die Mönche zwölf, achtzehn, ja sogar vierundzwanzig Stunden lang zwischen Schnee und Eis verweilen und sie wetteifern darin mit ihren Hunden, den treuesten Gehilfen beim Rettungswerke. Der Vater Darbellay, der seit mehr als einem Jahrzehnt auf dem Hospiz lebt, erzählt von Fällen, in denen die Hunde oft zwei und drei Tage lang ohne Rast in der Winterkälte, kümmerlich ernährt und ruhelos, auf den Spuren Verirrter weilten. Er selbst verdankt der Klugheit eines dieser Hunde sein Leben. „Wir eilten mit drei Hunden den Paß hinab auf der Suche nach drei Reisenden, von denen wir fürchteten, daß sie im Schneegestöber und in der Dunkelheit den Weg verlieren könnten. Die Hunde waren uns voraus. Plötzlich hören wir ein Bellen, wir eilen herbei und sehen das Thier hastig im Schnee wühlen. Ich wußte, daß darunter etwas vergraben liegen mußte, eilig räumten wir den Schnee bei Seite, und bald stieß ich auf einen Menschenkörper. Der Unglückliche lebte noch und wurde mit Wein und Biskuit gestärkt. Im selben Augenblick höre ich in der Nähe ein zweites Bellen. Ich springe auf und eile in der Richtung davon, als plötzlich mein Hund mich am Rock packt, zurückzerrt und in den Schnee wirft. Ich wunderte mich, sprang auf, aber bald entdeckte ich mit Hilfe der Laterne die Ursache von des Hundes ungewohntem Verhalten: ich stand hart am Rande eines Abgrundes. Nur der Klugheit des Thieres verdanke ich mein Leben." Auf jenem Streifzuge wurden acht Personen aus dem Schnee vor sicherem Tode errettet. Jetzt ist das Hospiz durch einen Telegraphen mit den tiefer liegenden Orten verbunden, die Mönche werden über die Zahl der emporsteigenden Wanderer unterrichtet und können so sicherer als früher Hilfsbedürftigen beistehen.

Eine nächtliche Löwenjagd mit der Kamera.

Der englische Thierphotograph Dugmore, der kürzlich nach einem abenteuerreichen Jagdzuge auf Photographien wilder Tiere aus Afrika zurückgekehrt ist, hat nun einen Teil seiner originellen Beute in einem stattlichen Bande veröffentlicht, in dem er auch eine farbenreiche Schilderung seiner Jagderlebnisse im Inneren des dunklen Welttheils schildert. In einer Nacht ist es ihm gelungen, nicht weniger als zehn Löwenphotographien aufzunehmen, aber welche Aufregungen und welche Anspannung der Nerven damit verknüpft sind, davon gibt die Beschreibung dieser glücklichen Nacht interessantes Zeugnis. In der Nähe des Thikaflusses stieß Dugmore mit seinen Gefährten auf den todten Körper eines Zebras, das von Löwen erlegt und angefressen war. Der Platz war günstig, sofort errichtete man inmitten einer Umfriedigung von Dornbüschen, die die Karawane mit sich führte, die Blitzlichtapparate und stellte die Kameras auf. Die Kameras standen in einer Linie, je etwa 8 Fuß von einander entfernt, etwa 10 Fuß von dem toten Zebra. Alles war bereit und wir aßen unser Abendbrot; wir wollten eben eine Schale heißen Kaffee genießen, als zu unserer Ueberraschung in dem hohen Grase ein leises Geräusch hörbar wurde. Meine kleine elektrische Taschenlampe verriet mir bald die Ursache: in dem matten Lichte sahen wir dicht vor uns eine mächtige Löwin, ihre Augen leuchteten wie strahlende Juwelen. Der Anblick war so herrlich und zugleich so aufregend, daß ich im ersten Augenblick vergaß, auf den elektrischen Knopf zu drücken. Als dann mit einem schußartigen Knall das Blitzlicht aufleuchtete und die Dunkelheit jäh in ein grelles bläulichblitzendes Licht tauchte, zog sich die Löwin erschreckt in großer Hast zurück, und noch lange hörten wir ihr zorniges Brüllen und Knurren." Einige Stunden verstrichen. Es war gegen neun, als Dugmore, der Wache hielt, wieder ein seltsames Geräusch hörte. Er weckte seinen Gefährten. Es war abermals eine Löwin, die sich langsam dem Zebra näherte. Sie hatte ihre Beute fast erreicht, als von neuem das Blitzlicht aufleuchtete: „Es wurde eine der besten Aufnahmen, die mir von Löwen gelungen sind. Sie war kaum 25 Fuß von uns entfernt, als sie mit einem zornigen Brüllen den Rückzug antrat. Lange Zeit sahen wir dann nichts mehr, aber überall in der Nachbarschaft erklang das Brüllen der Löwen: nach meiner Schätzung waren wenigstens ein Dutzend der Raubtiere in unserer Nähe. Um 2 Uhr nachts ertönte das Gebrüll ganz nahe; aber sehen konnten wir nichts. Es waren unsagbar aufregende Stunden. Gegen drei bemerkten wir zu gleicher Zeit drei Löwen, die lautlos zwischen den Gräsern umherstrichen. Das Gebrüll hörte trotzdem nicht auf. Dann erschien noch ein vierter Löwe unmittelbar hinter uns. Er kam bis auf 10 Fuß an uns heran. Wir hielten unsere Waffen bereit, aber wir wußten, daß sie im Falle eines Angriffs bei dieser geringen Entfernung nichts mehr nützen konnten. In diesem Augenblick höchster Spannung näherte sich vorne eine Löwin dem Köder. Nach der langen Pause regungslosen Wartens wirkte die Entladung des Blitzlichtes auf uns wie ein Kanonenschlag. Die Löwen aber wichen nur langsam und zögernd zurück. Ihr Brüllen wurde immer zorniger; sie waren wüthend, daß sie beim Mahle gestört wurden." Erst gegen 5 Uhr morgens kam der letzte Besuch. „Diesmal waren es nur zwei, aber ihr Knurren und Brüllen verrieth, daß sie gereizt waren. Hin und her schlichen sie, aber keiner kam in den Bereich unserer Apparate. Wohl eine Stunde lang saßen wir regungslos in unmittelbarer Nähe der beiden Bestien. Sie waren niedergekauert und starrten gerade auf uns. Plötzlich hörten wir wieder die Halme knacken; diesmal kamen sie gerade auf uns zu. Unsere Lage war mehr als gefährlich; zum Glück änderten die Löwen im letzten Augenblick ihren Entschluß, sie kehrten um und verschwanden hastig im Dickicht. Wir athmeten erleichtert auf. Denn selbst für gesunde Nerven ist eine solche Nacht eine qualvolle Marter. Die geringste Bewegung kann die Möglichkeit der Aufnahme zerstören, man muß ganz still und starr sitzen, während die grausamen Bestien einem gegenüberstehen und einen oft minutenlang anstarren. Und dabei würde ein einziger Sprung genügen, bis an uns heranzukommen. Wenn der Mond scheint, ist eine solche Nacht schon eher erträglich. Aber wenn überall schwarze, undurchdringliche Finsternis gähnt, wenn man nichts sieht als die in nächster Nähe funkelnden Augen der Bestien, ohne daß man ihre Bewegungen oder ihren Körper erkennt, dann wird dies bange athemlose Stillsitzen zu einer Nervenqual, die man nicht oft wiederholen möchte und doch immer von neuem wiederholt."

Die Unglückliche.

Meine Cousine Rosa hat es mit ihrer zweiten Heirath sehr schlecht getroffen. Neulich klagte sie mir ihre Noth. „Ach, mein erster Mann war so gut, so gut! . . . . Wenn der hätte ahnen können, daß es mir in der zweiten Ehe so schlecht gehen würde, wäre er nie gestorben . . .!"

Macht der Gewohnheit.

„Wie kommt es denn eigentlich, daß die Kinder des Vertheidigers Dr. Wesp alle so verzogen sind?"

„Das kommt daher: Wenn sie etwas Unrechtes gethan haben und der Vater erfährt es, so hält er ihnen eine Mahnpredigt, die sich dann sofort in eine Vertheidigungsrede umwandelt, so daß selbst die Kinder von ihrer eigenen Unschuld überzeugt sind!"

Verfehlte Drohung.

Mutter (zur Tochter): „Wenn Du noch ein einziges Mal ausgehst, ohne mich um Erlaubniß zu fragen, dann kannst Du was erleben!"

Tochter: „Das ist es ja gerade, was ich möchte, Mutter: einmal was erleben!"

Umgekehrte Wirkung.

„Ihr Mann wollte sich doch das Trinken abgewöhnen und hatte sich zu diesem Zwecke ein in der Zeitung empfohlenes Geheimmittel kommen lassen; wie ist eigentlich die Wirkung gewesen?"

„„Ach Gott, jetzt sauft er erst recht; das Zeug schmeckte nämlich so miserabel, daß er jeden Eßlöffel mit einer Maß Bier hinuntergespült hat!""

Ja so.

A.: „Da hat ja wieder mal so ein Gauner auf einen Check mit gefälschter Unterschrift 1000 Dollars von der Bank ausgezahlt erhalten!"

B.: „Ja, ja, so was kommt vor. Meine Unterschrift freilich ist kein Mensch im Stande, so gut nachzumachen, daß ihm die Bank auf einen gefälschten Check etwas bezahlt!"

A.: „Ist die denn so komplizirt?"

B.: „Das nicht — aber ich habe kein Guthaben bei der Bank."

Naheliegend.

„Der kleine Paul ist mit seinen acht Jahren schon ein überaus vernünftiges Kind."

„„Kein Wunder, er stammt ja auch aus einer sogenannten Vernunftehe.""